



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schoener, R.: Griechische Frauen : antike Bilder.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Griechische Frauen.

Antike Bilder von R. Schoener.

Die Achtung und Würdigung des weiblichen Geschlechtes hält gleichen Schritt mit der Kultur. Wir wissen, daß bei allen rohen Völkern die Frau nichts ist, als eine Sklavin des Mannes, angehalten zu denjenigen Arbeiten, welche der Mann nicht verrichten kann oder seiner unwürdig glaubt. So sehen wir es noch heute bei den uncivilisirten Völkerschaften anderer Erdtheile; so war es bei den Voreltern aller Kulturvölker. Je höher der geistige und sittliche Standpunkt eines Volkes wird, desto mehr wird die Frau aus der Dienerin eine Gehilfin und gleichgeachtete Gefährtin des Mannes. Natürlich — denn mit der steigenden Gesittung treten innere Bedürfnisse für den Mann auf, die er nicht mehr allein befriedigen kann: Bedürfnisse des Herzens und Gemüthes, denen nur durch weibliche Hand genügt werden kann. Es erwacht und wächst die Einsicht, daß nicht mehr die Stärke des Armes, nicht mehr Muth und List im Kampfe, nicht mehr Belehrung über Männerwerke, wie sie der Sohn vom Vater ererbt, genügen können, sondern daß die Seele ernährt sein will mit anderer erquickenderer Speise, die das innere Sehnen stillt, das Ahnen des Höheren befriedigt. Der Mann erkennt, daß die Mutterhand die rechte ist, um die zarten Keime in dem Knaben zu pflegen und zu bilden, auf daß ihm die ersten tiefsten und dauerndsten Eindrücke durch die Liebe, die sie eingepflanzt, zu einem inneren Halt für das ganze Leben werden.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß es nicht die äußere Kultur ist, welche diesen Fortschritt in der Schätzung des Weibes bedingt, sondern die innere Gesittung. Einen Beweis dafür liefern die alten Deutschen, die im Beginne unserer Zeitrechnung auf einer bei weitem niedrigeren Kulturstufe standen als die Römer zur Zeit der Gründung ihrer Stadt, und bei denen nichtsdestoweniger die Frauen eine Achtung genossen, welche ein Römer aus der verfeinertsten Kaiserzeit, Tacitus, überraschend finden konnte.

Andererseits sehen wir bei den asiatischen Kulturvölkern zur Zeit der höchsten Grenzboten II. 1877.

Blüthe ihrer künstlerischen, wissenschaftlichen und politischen Entwicklung die Frauen keine höhere Stellung einnehmen, als es jetzt unter der schwachvollen Herrschaft des Halbmondes in denselben Ländern der Fall ist. Babylonier, Phöniciër, Aegypter errichteten ihre kunstvollen Bauten, maßen die Bahnen des Himmels und der weiten See, machten Erfindungen auf zahlreichen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Industrie, lange bevor in Griechenland eine Hand etwas anderes als Pflug und Schwert führte — und doch erhoben diese Völker sich nicht zu einer würdigen Ansicht vom weiblichen Geschlecht. Es fehlte die sittliche Zucht und innere Tüchtigkeit oder wenigstens die moralische Begabung; keines von ihnen konnte nur zur Beseitigung der Vielweiberei gelangen.

Von diesen drei Völkern nun haben die Griechen die Anfänge ihrer Kultur erhalten. Dürften wir uns wundern, wenn wir ihre Helden in Kampf und Jagd, in Waffenspielen und Abenteuern sich tummeln sähen, ohne nach den Weibern zu fragen? Wenn die Weiber mit der Sorge für den Unterhalt der Familie belastet und gering geachtet wären wie in Babylon, Kanaan und Aegypten? — Aber dem ist nicht so. Wie die Griechen die vom Orient empfangenen Keime ihrer politischen Einrichtungen, ihrer gesetzlichen und sittlichen Zustände, ihrer Wissenschaft, Kunst und Götterlehre sich durch selbständige Umbildung zum ureigenen Besitz gemacht haben, so daß nichts Phönicißches, nichts Aegyptisches, nichts Kleinasiatisches, sondern eben nur Griechisches bei ihnen zu finden ist, so haben sie von Anfang an der Frau eine würdige Stellung eingeräumt, die ihnen zur größten Ehre gereicht. Sie brachten, als sie auf den Walddhöhen und in den sonnigen Thälern von Hellas ihre Hütten aufschlugen, die innere Gesundheit des kaukasischen Stammes mit sich, die frische Kraft eines jungen Naturvolkes und glückliche Gaben, die sie zum bevorzugten Kinde der gemeinsamen Mutter machten. Ein schönes Erbtheil war ihnen geworden: Kräftige schlanke Leiber, Gefühl für das Schöne, woraus die Liebe zum Guten wurde, rege Phantasie, geleitet und gezügelt durch leichten Verstand, offenes Gemüth und Hang zum Lebensgenuß, gemildert durch Selbstbeherrschung und feinen Sinn für das Maß, und dazu ein Land, ein Meer und ein Himmel, die jahraus jahrein ein Lächeln der Götter über Hellas' Schönheit zu bedeuten schienen; ist es ein Wunder, daß die Griechen wurden, was sie geworden sind; daß sie sich weit über die andern Völker des Alterthums erhoben? Ist es ein Wunder, daß ihr Schönheitszinn das Schöne und Edle im Wesen der Frau nie verkannt hat?

Wenn auch sie nicht gleich von Anfang an die Frau als ebenbürtiges Glied der menschlichen Schöpfung angesehen haben; wenn auch sie erst allmählich zu einer höheren sittlichen Auffassung in diesem Punkte durchgedrungen und noch immer weit hinter dem Ideale unserer Zeit zurückgeblieben sind, so wäre

es ungerecht sie deshalb zu tadeln. Es ist das Grundgesetz aller Entwicklung, daß dem Vollkommeneren das Rohere vorhergeht. Ein Fortschritt zum Vollkommeneren aber ist auch auf diesem Gebiete deutlich zu erkennen. Er ist zu erkennen auf seinem Gange von den Griechen zu den Römern, die der Frau ein noch größeres Maß von Rechten und weitere Schritte nach dem Ziele der Gleichstellung hin eingeräumt haben, und ebenso ist er zu verfolgen innerhalb der griechischen Welt. Aber es wird sich auch zeigen, daß dieser Fortschritt von Schäden begleitet gewesen ist, und daß der rohe Anfang, frei von diesen Schäden, schon eine Höhe gehabt hat, die dem Volke zu nicht geringer Ehre gereicht.

Allerdings sind die Griechen in der Zeit, aus welcher uns die erste noch sagenhafte Kunde zukommt, bereits ein Volk von hoher Entwicklung. Städte spiegeln sich im Meere; auf den Wellen der Häfen schaukeln Schiffe, welche von Kleinasiens Küste, von Phönicien, Aegypten und dem schwarzen Meere die Schätze des Handels oder auch Beute des Krieges und Seeraubes heim bringen. Gewaltige Mauern umgürten die Städte, Burgen und Paläste der Herrscher erheben sich auf den Höhen, und in herrlichen Tempeln wird den Göttern geopfert.

Wir vermuthen, woher das Griechenvolk gekommen ist. Wir wissen nichts von der Zeit seiner Einwanderung, nichts von seinen Kämpfen mit den früheren Besitzern der gesegneten Fluren von Hellas. Es ist uns unbekannt, ob und wie lange sie ein Leben als Jäger in den Eichen- und Olivenwäldern, als nomadistrende Hirten in den wasserreichen Thalgründen und auf den heiteren Berg Höhen geführt haben, ehe sie Städte bauten, den Pflug handhabten und von edlen Königen geführt ein ritterliches Volk wurden.

Unsere älteste Urkunde, die homerischen Gedichte, stellen sie als solches dar. Mächtige Herrscher gebieten über weite Strecken des Landes und beanspruchen die Kräfte des Volkes zu den riesigen Bauten, deren Reste wir in Mykenä, Tiryns und Argos noch heute anstaunen. Ein Rath von erfahrenen Greisen steht dem Könige zur Seite, ein ritterlicher Herrenstand folgt ihm auf den Kriegszügen. Der gemeine Mann bebaut den Acker, der Getreide, Del und Wein in Fülle hervorbringt; zahllose Heerden weiden, von Sklaven bewacht, auf den grasreichen Waldtriften, so daß es nie fehlt an Fleisch für die Opferaltäre und für die Tafel des Herrenhofes. Ein frisches fröhliches Leben herrscht in dem schönen Hellas. Der Wald hallt wieder vom Rufe der Jagenden, die den Berglöwen, den Bär und den Hirsch erlegen, der Burghof vom Klange der Waffen, in denen die edlen Jünglinge sich üben, die hohe Halle vom Gesang des Dichters, der zur Cithar die Thaten der Helden singt und das fröhliche Mahl dadurch würzt. Gesang und Tanz, Festreigen der

Götter, Kampfspiele und heitere Mahle vereinen die Männer, wenn sie nicht auf Kriegszügen begriffen sind. Die Altäre rauchen, und Preislieder bringen den olympischen Göttern für all den heiteren Segen den Dank des Volkes dar.

Ich mußte, obwohl ich mich dem Vorwurfe der Weitfchweifigkeit aussetze, dieses Bild vom allgemeinen Zustande der hellenischen Vorzeit entwerfen, weil nur so die Stellung der Frauen in diesem bewegungs- und farbenreichen Leben, zu deren Schilderung ich nun übergehen will, richtig gewürdigt werden kann.

Indem ich von der Frage nach dem Alter der homerischen Gedichte hier absehe, muß ich noch dem Einwande begegnen, daß die von Homer geschilderten Zustände erdichtete, nicht geschichtliche sind.

Es ist selbstverständlich, daß die Thaten der Helden vor Troja wie die Irrfahrten des Odysseus, wenn auch — wie ich es annehme — eine historische Thatsache wenigstens dem ersteren Ereigniß zu Grunde liegt, durch die schöpferische Phantasie des Dichters erweitert, ausgeschmückt, willkürlich behandelt sind. Die Thaten, Reden und Erlebnisse der Helden im Einzelnen sind gewiß Phantasiegebilde des Dichters; die von Götterhänden geschmiedeten Waffen, die Schätze in den Häusern der Fürsten, die kunstreichen Werke der Frauenhände gewiß zum größten Theil wie das Schwert Balmung und die Tarnkappe Siegfrieds nur kraft des Dichterwortes vorhanden. Aber was der Dichter uns als geistiges Leben des Volkes vorführt, was er von Sitten, Anschauungen und inneren Zuständen sagt, ist gewiß den wirklichen Zuständen seiner Zeit entnommen und spiegelt so gewiß die Wirklichkeit treuer als alle Geschichte wieder, wie die Intuition des poetischen Genies stets dem kalten Forschergeist in Wahrheit der inneren Auffassung überlegen ist. Ob die in der Ilias und Odyssee entrollten Gemälde wirklich die Zeit schildern, in welche man den trojanischen Krieg verlegt, oder diejenige, in welcher die Gedichte entstanden sind, kann uns hier gleichgiltig sein. Es kann dabei auf einige Jahrhunderte nicht ankommen; genug daß, wie es die Griechen selbst stets anerkannt haben, in jener Vorzeit, für uns der ältesten bekannten, wirklich die bei Homer geschilderten Zustände bestanden haben, also auch die aus ihm zu entnehmende Stellung der Frauen eine historische ist.

Den Mittelpunkt der großen von Homer besungenen Begebenheiten bildet eine Frau. Helena ist es, die Gemahlin des Menelaos, des Königs von Sparta, um derenwillen die Fürsten und Völker Griechenlands sich sammeln und einen zehnjährigen Kampf um die starke Feste der Troer führen. Diese Veranlassung des Krieges ist ja — ich wiederhole es — mit höchster Wahrscheinlichkeit als unhistorisch anzusehen; aber der Dichter hätte sich nicht erlauben dürfen einer Frau diese Bedeutung inmitten der gewaltigen Heldenthaten anzuweisen, wenn nicht die Auffassung seiner Zeit diese Bedeutung gerechtfertigt hätte. Im Volke

mußte das Bewußtsein von dem Werthe einer Frau, von der durch ihren Raub verübten schweren Beleidigung lebendig sein, um in dieser Heerfahrt eines ganzen Volkes behufs Wiedergewinnung der Geraubten etwas auch nur poetisch Berechtigtes zu finden.

Sie war nach Götterauspruch die schönste der Frauen, Helena, die Tochter der Leda und Schwester der Dioskuren, die nach göttlichem Willen durch den troischen Königsohn aus dem Hause ihres königlichen Gatten entführt wurde.

Mit großem Unrecht hat man diese Entführung als einen Beweis der Unfittlichkeit des heroischen Zeitalters angesehen. Das Ereigniß ist ein nothwendiges Glied in einer Kette von mythologischen Ereignissen, die nach der Meinung der Griechen durch Götterwillen vorausbestimmt waren und jenes Gliedes nicht entbehren konnten. Diese Kette knüpft einerseits an die Stadt Troja an, deren Könige zweimal die Götter Poseidon und Apollon, dann den Herakles um den bedungenen Lohn betrogen hatten und die dafür gezüchtigt werden sollte, andererseits an die Göttinnen Aphrodite und Hera, deren eine dem Paris die schönste Frau verheißen hatte, die andere an ihm und seiner Vaterstadt sich rächen wollte.

Ähnliche Bewandniß hat es mit einem zweiten oft zum Tadel des sittlichen Zustandes im alten Griechenland ausgebeuteten mythischen Ereigniß, der Verführung der Klytämnestra durch Agisthos. Auch hier greift eine höhere Hand hinein, die an Agamemnon für seine Thaten Vergeltung übt und zugleich des unentrinnbaren Schicksals Bestimmung vollzieht. Es ist der im Hause des Pelops von Geschlecht zu Geschlecht waltende Fluch, der ein neues Opfer fordert und Klytämnestra zum Morde des Gatten treibt, der ihre Tochter geopfert. Sie braucht zu ihrer That männlichen Beistand und gibt sich deshalb dem Agisthos hin.

Diese beiden Beispiele sind die einzigen Züge ihrer Art, die wir in dem reichen homerischen Gemälde finden, und sie als Beweis für die Unfittlichkeit des Zeitalters ansehen hieße soviel, als wollte man aus den Gestalten eines Franz Moor oder Wagner schließen, daß Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts von Schurken und Schwachköpfen bevölkert gewesen sei.

Ein weiteres Argument für die zweifelhafte Moral jener Zeit und des griechischen Alterthums überhaupt hat nur Unkenntniß der Sache aufstellen können, ich meine die mythologischen Liebesgeschichten. Sie sind symbolische Darstellungen von Naturvorgängen, liegen also ganz außerhalb des Kreises wirklicher Vorgänge und menschlicher Prinzipien und haben niemals einen Griechen zu der Meinung verleitet, daß das, was Zeus und Ares gethan, auch in seinem Kreise erlaubt sei.

Andererseits zeigen uns die homerischen Gedichte eine solche Fülle von Zügen gesunder und schöner Weiblichkeit, daß man ohne Mühe ein anmuthiges Gesamtbild wird gruppieren können, was ich auf die alten Quellen und neuere Abhandlungen gestützt versuchen will.

In der Stille des Hauses unter Obhut der Mutter und Pflege von Wärterinnen wuchs die Tochter eines edeln Hauses zur Jungfrau heran. Von der Mutter und von geschickten Sklavinnen lernte sie, was man demaleinst von ihr als Hausfrau erwartete: die Kunst Wolle zu spinnen und feine Gewänder zu weben, dem Haushalte vorzustehen und verständigen Sinnes des Hauses Wohlstand zu erhalten und zu mehren, Dienern und Dienerinnen milde zu gebieten und dem Gemahl treu und gehorsam zu sein. Unter die Augen der Männer trat sie nur, wenn Feste der Götter das ganze Volk an geweihter Stelle versammelten oder wenn die Frauen, wie es in Troja geschah, während des Kampfes um Sieg und Rettung an den Altären beteten. An den Festen wallten auch Frauen und Mädchen in feierlichem Zuge zu den Tempeln, und im Chore ehrten sie die Götter durch Gesang und Reigentanz. Zu diesem Zwecke unterwies man auch frühzeitig die Töchter des Hauses in den musischen Künsten, während von einem weitergehenden Unterricht in jener Zeit ebensowenig die Rede war, als bei dem Ritterstande unseres frühen Mittelalters. Die Umgebung im Hause, die ererbten Sitten, die Lebensgewohnheit war es, nach der die Jugend sich bildete.

„War die Tochter herangewachsen, so pflegte der Vater einen Gemahl für sie zu wählen, wie auch der Sohn in der Regel dem Vater die Wahl einer Gattin überließ.“ So wird Iphigenie in das Kriegslager berufen, um sich dem Achilles vermählen zu lassen, Megapenthes erhält die Gattin aus der Hand seines Vaters Menelaos, und Achilles sagt: „Wenn ich heimkehre, wird mein Vater Peleus mir eine Gattin aussuchen“. Dabei ist es Regel, daß der Freier dem Vater der Braut eine Gabe bietet, in Gold, künstlichem Geräth, Waffen oder Vieh bestehend. Man kann diese Sitte wohl als eine Reminiscenz an rohere Zeiten betrachten, in denen die Ehe wie ein Kaufgeschäft angesehen wurde, und vielleicht aus diesem Grunde hat unsere verfeinerte Zeit das umgekehrte Prinzip angenommen. Ein Beweis von hoher Schätzung der Braut ist, daß oft so viele Freier auftreten und mit so reichen Geschenken um ein Mädchen werben, daß dasselbe in ehrender Weise „die Vielumworbene“ und „die Kindererwerbende“ genannt wird.

Andererseits erhielt die Tochter eines angesehenen Hauses natürlich auch eine angemessene Aussteuer, wie sie auch durch Erbschaft — besonders als einziges Kind — ihrem Manne das ganze Besitzthum des Vaters zubringen konnte. So bietet Agamemnon dem Achilles eine seiner Töchter nebst reichen

Geschenken an, und Menelaos gelangt durch seine Gattin Helena in den Besitz des spartanischen Königsthrones. Die Aussteuer wurde der Frau zurückgegeben, wenn sie nach dem Tode des Mannes von dessen Erben nicht im Hause gelassen wurde; dagegen konnte der Mann, wenn er die Frau mit Grund verstieß, seine Freiergaben zurückfordern.

Die vermählte rechtmäßige Gattin nimmt eine durchaus geehrte Stellung im Hause ein. Rechtmäßige Ehen aber können — und darin zeigt sich die heroische Zeit weniger engherzig als die spätere — selbst unter Angehörigen verschiedener Staaten geschlossen werden. So sogar im Kriege erbeutete Jungfrauen konnten die Stelle einer rechtmäßigen Gattin einnehmen, wie Briseis, die Tochter eines troischen Fürsten, die bei Eroberung ihrer Stadt in die Hände des Achilles gefallen war, es bezeugt, indem sie in der Klage um den gefallenen Patroklos ausruft:

„Du hast, als mir den Gatten getödtet der schnelle Achilles,
Und des göttlichen Mynes Stadt zerstörte, die Thränen
Mir getrocknet, indem du versprachst, daß des edeln Achilles
Ehegahlin ich werd' und in Phthia's Fluren gelandet
Unter den Myrmidonen die Hochzeitsfeier erlange.“ —

Wenn auch standesmäßige Ehen als die Regel anzusehen sind, so kommt es doch ebensowohl vor, daß ein vornehmer Freier sich eine schöne oder brave Gattin aus niederem Stande aussucht, als daß ein reicher Mann seine Tochter einem unbegüterten Bräutigam, wenn er trefflich ist, zur Ehe gibt.

„Monogamie ist Regel“. In den homerischen Gedichten findet sich nur eine Ausnahme und zwar unter den Troern, wo Priamos neben der Hekabe noch eine zweite rechtmäßige Gattin in der Laothoe hat. Dagegen galt es auch unter den Griechen für nicht unerlaubt, wenn der Mann sich noch ein Kebsweib aus der Zahl der Sklavinnen nahm, was aber die Gattin oft übel empfindet.

Die Ehe steht unter dem Schutze der Götter. Ihr Segen wird bei der Vermählung angerufen; Opfer und Gebet im Hause der Braut wie des Mannes haben sicher nicht gefehlt. Das Hochzeitsmahl richtet der Vater der Braut in seinem Hause zu, worauf die Vermählten in feierlichem Zuge unter Fackelglanz und Begleitung von tanzenden Jünglingen dem Hause des Mannes zugeführt werden, wovon uns Homer eine liebliche Schilderung giebt:

„Und es war in der Stadt ein Vermählungsfest und Gelage;
Aus dem Palaste wurde die Braut im Glanze der Fackeln
Durch die Straßen geleitet und Hochzeitslieder erschallten.
Jünglinge tanzten den Reigen; dazwischen aber ertönte
Laut der Cithern und Flöten Musik, und manche der Frauen
Stand an der Pforte des Hauses und schaute staunenden Blickes“.

Daß aber die „heidnischen“ Griechen wohl wußten, was sie von den Göttern für die Ehe zu erbitten hatten, das zeigen uns die Worte, die Odysseus zur Nausikaa spricht, indem er von ihrer dereinstigen Vermählung redet:

„Mögen die Götter dir geben, was irgend im Herzen du wünschest:
Einen Gemahl und ein Haus und dazu noch selige Eintracht.
Denn nichts Besseres ja, nichts Wünschenswertheres giebt es
Als wenn Gatte und Weib in eintrachtvoller Gesinnung
Schalten und walten im Haus“. —

Nach Wohlstand und Kinderseggen werden als eine Gabe der Götter bezeichnet, und selbst der Gedanke findet sich ausgesprochen, daß Gatte und Gattin vom Schicksal für einander bestimmt sind.

In dem Gemahl sieht die Frau natürlich ihren Herrn, dem sie Treue, Liebe und Gehorsam schuldig ist. Eine Dienerin oder Sklavin aber ist sie ihm keineswegs, sondern sie kann auch von ihm Treue, Rücksicht und Vertrauen fordern, und jeder edle Mann hält sich dazu für verpflichtet, wie es Achill in den Worten ausspricht:

„Jeglicher Mann, der gut und verständig im Herzen gesinnt ist,
Liebt und achtet sein Weib und widmet ihr herzliche Sorge“.

Die Frau ist in ihrem Kreise ebenso geachtet wie der Mann in dem seinen und steht Dienern, Dienerinnen und andern Hausgenossen als Herrin gegenüber. Ihre Thätigkeit ist von der Leitung des Haushalts, der Beaufsichtigung der Dienenden, der Unterweisung und Erziehung der Töchter in Anspruch genommen. In der freien Zeit sitzt sie im Kreise der Mägde am Webstuhl, zuweilen auch am Herde im Männersaale und hört dem Gespräch der Männer und dem herzerfreuenden Gesange der fahrenden Dichter zu. Was zur Kleidung gehört, wird von den Frauen im Hause verfertigt; Spinnen und Weben ist selbst für fürstliche Frauen so wenig eine erniedrigende Beschäftigung wie das Hüten der Heerden für die Königsföhne und erhielt sich ungleich länger als die letztere Sitte. Die Kunstfertigkeit in weiblichen Arbeiten war etwas, worin die Frauen ihren Ruhm suchten, und es setzt eine bedeutende Geschicklichkeit voraus, wenn Homer von Helena singen kann:

„Sie webte ein großes
Doppeltes Purpurgewand und bildete Kämpfe darinnen
Zwischen den reißigen Troern und erzgerüsteten Griechen“.

Die strenge Getrenntheit, in welcher die beiden Geschlechter von einander gehalten wurden, läßt voraussetzen, daß das Verhältniß zwischen ihnen ein durchaus gemessenes gewesen ist. Von leichtfertigem Verkehr oder Lauheit im Punkte der Sitten findet sich keine Spur, wohl aber hören wir von Gewohnheiten und Gebräuchen, die ein außerordentliches Maß von Unbefangenheit

und Sittenfestigkeit voraussetzen. Was nach unserer Sitte mit Recht als anstößig gelten würde, daß nämlich Dienerinnen und sogar Töchter des Hauses den Gästen beim Bade Handreichung leisten, wird als natürlich und unverfänglich angesehen:

„Aber Telemachos ward von der reizenden Polykaste
Unter dessen gebadet, der jüngsten Tochter des Nestor.
Als sie ihn hatte gebadet, gesalbt auch mit glänzendem Öle
Und mit dem Untergewand ihn umhüllt und dem prächtigen Mantel,
Da entstieg er der Wann', Unsterblichen ähnlich an Ansehn“.

Wie man die Unsitte betrachtete, zeigt das Verfahren des heimkehrenden Odysseus gegen diejenigen seiner Sklavinnen, die sich mit den Freiern vergangen hatten. „Schamlose nennt er sie, die der Götter und der Ehre und seiner selbst vergessen“, und Telemach, der sich bereitet sie dafür mit dem Tode zu bestrafen, ruft aus:

„Nicht beraub' ich des Lebens durch ehrlichen Tod hier diese,
Die so lange nun schon mir selbst und unserer Mutter
Schande gehäuft auf das Haupt und geruht in den Armen der Freier“.

Der falschen Meinung, welche die oben erwähnten auffälligen Sitten als Beweise einer zweifelhaften Moral des heroischen Zeitalters ansieht, läßt sich durch den einfachen Hinweis auf die beiden Frauengestalten der homerischen Dichtung begegnen, welche der Dichter mit sichtlich Vorliebe behandelt, und die zugleich Muster der echten Weiblichkeit sind: Penelope und Andromache. Abgesehen von den Gestalten der Kriemhild und Gudrun ist kaum jemals die innige Liebe und die stille unerschütterliche Treue so ergreifend geschildert worden, wie in diesen beiden Frauen.

Zehn Jahre saß Penelope schon daheim, der Rückkehr ihres Gatten Odysseus harrend, als endlich die stolze Troerfeste erobert wurde. Alle die achäischen Helden kehrten allmählich zurück, aber Odysseus kam nicht. Vergebens schaute die treue Gattin von den Höhen von Ithaka hinaus auf das weite Meer, ob nicht das Schiff des Königs erschiene. Alle Fremdlinge, die auf der Insel landeten, wurden von ihr befragt und, wenn sie nur eine geringe Kunde brachten, im Palaste beherbergt und reich beschenkt entlassen. Sie läßt sich am Herdfeuer von dem Wanderer berichten und klagt ihm:

„Ja mich freut's alltäglich, betrübt, wehklagenden Herzens
Meine Geschäfte zu schaun und der Mägd' Arbeit im Palaste.
Doch wenn genahet die Nacht und Alle umfängt der Schummer,
Lieg ich im Bett angstvoll und hinfort umdrängen das Herz mir
Klagender Sorg' Unruhen, zum Wehklagruf mich erweckend“.

Die Kunde, die sie sucht, erhält sie nicht oder sie hört gar, daß der Held
Grenzboten II. 1877. 27

gestorben sei. Trotzdem harrt sie und harrt abermals zehn Jahre, alle Anträge einer neuen Vermählung zurückweisend, Leiden erdulnd und stille Thränen vergießend. Hundert von den Edeln des Landes umringen sie als Freier, angezogen von der Schönheit und Tugend der edeln Frau oder von der Hoffnung auf die Königsherrschaft. Erzürnt durch die Zurückweisung setzen die Uebermüthigen sich im Besitzthum des fernen Königs fest, in seinen Sälen von seinen Heerden schmausend und sein Gut vergeudend. Penelope muß zur List greifen, um sich eine Frist vor der erzwungenen Vermählung zu erkaufen. Sie erklärt, daß sie nur ein Leichentuch noch vollenden wolle für den Helben Laertes, den greisen Vater ihres Gatten, „damit nicht, sagt sie, die Frauen von Ithaka mich tadeln, wenn der Held ohne ein Gewand von der Hand seiner Kinder in die Grube gelegt wird“. Aber was sie am Tage gewebt und mit ihren Thränen genezt hat, trennt sie bei Nacht wieder auf, damit nie der Tag der verhassten Vermählung komme. Zuletzt muß sie hören, wie der theure Sohn Telemach, ein Säugling als der Vater hinwegzog, jetzt ein Mann, von den Freiern ermordet werden soll. Aber die Götter erhören ihr Gebet, und der glücklich Heimgekehrte wird von allen Frauen im Palaste mit inniger Freude empfangen:

„Ihn erblickte zuerst die Pflegerin Eurycleia,
Welche mit Bliesen belegte die künstlich gefertigten Sessel;
Und sie eilt' auf ihn zu mit Weinen; den Jüngling umringten
Auch die anderen Mägde des muthigen Dulbers Odysseus
Und begrüßten ihn herzlich und küßten ihm Haupt und Schultern.
Dann entspricht dem Gemach die sinnige Penelopeia
Artemis gleichend an Wuchs und der goldenen Aphrodite,
Und umschlang mit den Armen den Armen den geliebten, und weinte,
Küßte das Haupt ihm und küßte die herrlichen strahlenden Augen,
Und wehklagend begann sie und sprach die geflügelten Worte:
Kommst du, mein süßestes Licht, mein Telemach? Wahrlich ich glaubte
Nimmer dich wiederzusehn“ —

Als zuletzt ihre List entdeckt wird und die Freier sie zur Vollendung des Gewebes zwingen, entsagt sie doch der Hoffnung nicht. Zum Odysseus, der als Bettler verkleidet ins Haus gekommen und den sie ausfragt, läßt sie sich vernehmen:

„Fremdling, fürwahr, mir ward ja der Schönheit Glanz und des Reiches
Ganz von den Göttern geraubt, seit Argos Mannen nach Troja
Zogen und mit ihnen zog in's Feld mein trauer Odysseus!
kehrte mir jener zurück, machtvoll mein Leben beschirmend,
Herrlicher würde sodann mein Ruhm und schöner erglänzen.
Seho aber verschmacht' ich in Wehmuthsthränen zerfließend.“

Nachdem der vermeintliche Bettler seine Begegnung mit Odysseus erzählt hat, ruft sie von der Erinnerung überwältigt weinend aus:

„O, nie umfaß ich ihn wieder,
Niemals kehret er heim zum theueren Vaterlande,
Ja, zum Trauergesichte fuhr hin mein trauer Odyssens!“

Dem Fremdling aber verheißt sie zum Lohne für die bitter-süße Kunde ihn im Palaste zu pflegen und immerdar ihm dankbar zu sein. Es ist Odyssens selber, zu dem sie mit Thränen wehmüthiger Erinnerung diese Worte spricht. Er ist unerkannt zurückgekehrt, hat alles zur Bestrafung der frevelnden Freier vorbereitet, und die Rache erfüllt sich. Nach der Ausführung gibt er sich der Gattin zu erkennen. Aber sie ist noch ungläubig, denn ihr schaudert bei dem Gedanken, daß ein Fremder durch Aehnlichkeit mit dem Gatten unterstützt sie täuschen könne. Deshalb versucht sie ihn durch die Frage nach einer nur ihm bekannten geheimen Einrichtung im Schlafgemach. Odyssens gibt die richtige Antwort, und der Gattin

„erzitterten Herz und Kniee,

Als sie die Zeichen erkannt, die richtig verkündet Odyssens.
Thränenbeneht flog hin sie zu ihm und sank mit den Armen
Ihrem Gemahl um den Hals, und das Haupt ihm küssend begann sie:
„Bürne mir nicht, mein Theurer, du warst allzeit ja vor Andern
Weisheitsvollen Gemüths! Unsterbliche gaben uns Elend,
Denen zu groß es erschien, daß wir einträchtig zusammen
Unserer Jugend genießend der Schwelle nahen des Alters.
Aber du mußt deshalb mir so böß nicht oder erzürnt sein,
Weil ich zuerst nicht gleich bei dem Anblick selbst dich bewillkommt.
Doch nunmehr, nachdem du genau mir die Zeichen genannt hast,
Nunmehr hast du mein Herz erweicht, so hart es zuvor war.“ —
Sprach's und erweckt' ihm stärker der Sehnsucht Schmerz im Gemüthe.
Weinend umarmt' er die treue, die herzeinnehmende Gattin,
Und fest hielt um den Hals sie die weißen Arme geschlungen.“

Wie der Name der Penelope für die Griechen zum Symbol einer treuen Gattin geworden war, so war Andromache das Vorbild einer innig und leidenschaftlich liebenden Frau, bei deren Charakterzeichnung ich mich aber auf wenige hervorragende Züge beschränken will.

Hektor hat sich zum entscheidenden Kampfe gewaffnet. Am Thore der Vaterstadt tritt ihm die Gattin mit dem unmündigen Sohn entgegen, das Herz voll bangender Ahnung des nahenden Unheils, und weinend ruft sie ihm zu: „O du Grausamer, du gehst in den Tod, und es jammert dich nicht des unmündigen Sohnes, noch meiner, der Armen, die bald gattenlos sein wird. Und doch wäre mir besser in den Hades zu steigen, wenn ich deiner beraubt bin; denn kein Trost wird mir mehr werden, sondern eitel Jammer, wenn dich das Verhängniß erreicht hat:

Denn entrißen ja sind mir die liebenden Eltern, sie beide,
Und du bist mir, o Hektor, jetzt Vater und herzige Mutter,
Bist mir Bruder und Schwester und Gatte; so habe denn Mitleid,
Wandele nicht zur Waise dein Kind und die Gattin zur Wittve!“

Der Held tröstet die Trauernde und sagt ihr Lebewohl. Er will auch den Sohn zum Abschiede an sein Herz drücken; aber der Knabe fürchtet sich vor den Erzwaffen und dem wehenden Helmbusch, und lächelnd setzt der Vater den Helm ab und küßt das Kind und betet zu den Göttern, daß sie auch jenen tüchtig werden lassen, damit man dereinst sage: „Er ist weit besser als sein Vater“, und die Mutter sich freue. Unter Thränen lächelnd nimmt die Gattin Abschied und kehrt in ihre Gemächer zurück.

Nur zu bald erfüllt sich, was sie geahnt hat. Hektor, der herrliche Held, die Schutzwehr der Vaterstadt, liegt erschlagen von dem Thetissohne, und die Gattin muß von der Mauerzinne aus sehen, wie sein edler Leib im Staube geschleift wird. Da umhüllt Nacht ihre Augen, und die Kniee brechen ihr, und dann wirft sie in Verzweiflung den fürstlichen Kopfschmuck fort und den Schleier, die Halsketten und Armspangen und bricht in herzerreißende Klagen aus, mehr den Sohn als sich selber bejammernd:

„Hektor, ich Arme, wir sind zum Unglück beide geboren,
Du im Königspalast in Troja, ich selber in Theben
In des Ceton Haus; o hätt' er mich nimmer erzeugt doch!
Nun weilst du in des Hades Haus in den Tiefen der Erde,
Und mich hast du dahier in schrecklichem Jammer gelassen
In dem Palast als Wittwe; dazu das unmündige Söhnlein,
Das wir zum Unglück gezeugt. Nicht kannst an diesem, o Hektor,
Du dich ferner erfreu'n, noch er an dir, da du todt bist.
Wenn er lebend entgeht dem thränenströmenden Kriege,
Werden doch Mangel und Noth und Leiden immer ihm folgen;
Fremde werden ihm rauben die Ackerfluren des Erbes;
Der zur Waife machende Tag macht den Knaben zum Bettler.“

Die nun folgenden Verse gehören zu dem Ergreifendsten, was das Mutterherz im Gedanken an die jammervolle Zukunft des Sohnes aussprechen kann:

„Darbend nähert sich nun der Knabe den Freunden des Vaters,
Diesen berührend am Rock und jenen am faltigen Mantel;
Mancher, der Mitleid hat, reicht wohl ihm die Reige des Bechers,
Welche die Lippen beneht, doch nicht den dürstenden Gaumen.
Mancher auch, fröhlich schmaußend, scheucht fort den Knaben vom Mahle,
Schlägt ihn dazu mit der Hand und sagt ihm schmähende Worte:
„Fort mit dir, nicht speist ja mit uns dein Vater am Tische!“
Thränen im Auge eilt dann das Kind zur verlassenen Mutter,
Mein Aethanax, welchen dereinst auf dem Schooße des Vaters
Nährte das Mark vom Kind und die fettesten Stücke der Schafe;
Wenn der Schlaf ihn umfing, ermüdet vom kindlichen Spiele,
Schlummert' im Bettchen er ein, gelehnt an die Schulter der Amme,
Weich in den Kissen, das Elternherz mit Wonne erfüllend.
Fürder wird Leiden er dulden, beraubt des liebenden Vaters.“

Nachdem endlich der Leichnam des Helden den Seinen zurückgegeben ist

und die feierliche Bestattung stattfindet, da sind es wiederum die Frauen, welche dem Todten die letzten Liebes- und Abschiedsworte zurufen. „Großes Leid, sagt Andromache, hast du uns allen mit deinem Tode zugefügt, am meisten aber mir; denn du hast mir nicht vom Sterbelager die Hand entgegen-gestreckt, noch mir ein letztes Liebeswort gesagt, an das ich in allen Tagen meines Kummerz mich erinnern könnte“. Auch Hekabe, die Mutter, und Helena beklagen den Todten, und die dienenden Frauen erheben die laute Todtenklage. „Also feierten sie die Bestattung des reisigen Hektor.“ —

Wenn wir nun aus dem Gebiete poetischer Ueberlieferungen in die geschichtliche Zeit übergehen, aus der uns sichere Zeugnisse überliefert sind, so tritt uns ein auffallender Unterschied in der Stellung der Frauen bei den einzelnen Volksstämmen der Griechen entgegen. Den bedeutenden und interessanten Gegensatz zwischen dem dorischen und ionischen Volkscharakter, wie er sich in Sprache, Sitte, Architektur, Musik und Lebenseinrichtungen äußert, mit allen seinen Folgen hier zu entwickeln muß ich mir versagen. Ich begnüge mich diejenigen Seiten hervorzuheben, welche für unser Thema ausschlaggebend sind, und beschränke mich wie unsere Quellen im Ganzen auf die Hauptrepräsentanten beider Stämme, die Spartaner und Athener.

Witz und Humor im deutschen Volksthum.

Deutscher Volkshumor. Von Moritz Busch. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow, 1877.

Der Kern oder sagen wir der Keim dieses Buches, mit dem eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt wird, ist ein Aufsatz, den dieses Blatt in der Karnevalswoche des vorigen Jahres vom Verfasser brachte. Derselbe hatte dort zeigen können, daß den Deutschen die Gabe und Gelegenheit, einen guten Spaß machen zu können, zu allen Zeiten fast ebenso viel werth gewesen ist als die Fähigkeit, ein gut Stück Arbeit liefern zu können. Dieser Artikel hatte sich dann zusehends durch neue Gesichtspunkte und Beispiele erweitert, und so hatte sich zuletzt so viel Material ergößlichster Art zusammengesunden, daß die kurzen Absätze jener Abhandlung zu ebenso vielen Kapiteln wurden und das Ganze sich in einen stattlichen Band von 352 Seiten verwandelte. „Ich suchte weiter“, sagt Busch in den einleitenden Worten, „und entdeckte mehr und mehr von jenem liebenswerthen Zuge im Charakter unseres Volkes, ging über die Grenze und verglich das dort Gefundene mit dem Heimischen und kam dabei zu dem